

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 11

Artikel: Trost der Natur
Autor: Hiltbrunner, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667557>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ruhestätte getragen und in allen Dörfern des Engadins mit Glockengeläute empfangen und begleitet. Das Tal trauerte um seinen Maler, der seine grossartigste Entfaltung in den Bündner Bergen gefunden hatte und ihr Interpret geworden war.

Pietätvolle Freunde unternahmen Anstrengungen, um sein letztes Werk und die Studien dazu der Gegend zu erhalten, der es entwachsen. Zehn Jahre nach des Malers Tod wurde das Segantini-Museum in St. Moritz eingeweiht und bietet heute noch einen einzigartigen Eindruck. Der Besucher tritt in die hoheitsvolle Welt von Segantinis letztem Werk, dem Triptychon «Werden, Sein, Vergehen». Beim Verlassen des Gebäudes steht er über den menschlichen Siedlungen jener Natur gegenüber, um deren Gestaltung Segantini in strenger Arbeit gerungen hatte.

Hermann Hiltbrunner

T R O S T D E R N A T U R

Es ist ein Vorfrühlingstag nach weltaltem Muster. Ich tue mich um in meinem Garten; ich arbeite, aber es geschieht ohne Hast. Das hat mich die Natur gelehrt. Die Scharen von Schneeglöckchen, die Schwärme von Winterlingen, die Krokustuffen, die beiden goldenen Hamamelisbüsche — auch sie haben gearbeitet, aber mit jener ungeheuren Gelassenheit, welche die Vorgänge der Natur kennzeichnet. Sie haben sozusagen mit Musse gearbeitet; sie haben sich Zeit gelassen. Und nun stehen sie da und blühen, und man sieht ihnen die Freude an, mit der sie blühen. Wenn ich in meinem Tun innehalte und sie alle nacheinander betrachte (und ich halte sehr oft inne!), so springt ihre Freude auf mich über wie ein sprühender Funke. Das ist die Zündung. Sie haben mich entzündet; ich brenne vor Freude, und ich merke auf einmal, dass Freude dasselbe ist wie Dankbarkeit — bei den Blumen wie bei mir selbst . . .

In der Nacht kehre ich von einem Spaziergang nach Hause und stehe noch etwas herum, unbehelligt jetzt von der Meisenschar, die mich tagsüber zu umbetteln pflegt. Der Himmel ist bedeckt, kein Stern sendet mir seine Rätsel zu. Eine kleine Pause tritt ein im Lärm dieser Welt. Der Donner der Kursflugzeuge und Züge ist verrollt. Auf einmal strafft sich mein Hals und neigt sich mein Kopf zu besserm Hören: der Waldkauz ruft vom Walde hinter Wäldern her! Eine Welle paradiesischer Freude rieselt durch meinen ganzen Menschen . . . Was ist dabei, was kann mir diese Eule bedeuten? Oh, sie ist mir wie die Blumen, ein Stück Natur. Die Blumen, das war sichtbare, riechbare Natur; die Eule in der Nacht ist hörbare Natur. Sie steht mir für alle Tierheit, die nachts umgeht.

*

Was soll an dieser Natur tröstlich sein? Ist es nicht schon viel, dass ich in Augenblicken der Naturbetrachtung die Zeitung vergessen habe und leibliche Schwierigkeiten nicht bemerke? Dass alle meine Sinne gleichzeitig offen stehen, so offen, dass nichts Negatives in mir sich halten kann? Denn trösten kann nur das Positive. Nur ein Ja kann das Nein aufheben. Freude allein ist Trost.

Wie macht ihr es, ihr Menschen meiner Zeit, ohne die Natur? Wie lebt ihr, was erlebt ihr? Aber ich frage falsch. Niemand ist ohne Natur; sie gehört allen und umgibt alles, umgibt mit Wind, Regen und Sonnenschein, mit Wolkengang, Nebel, Kälte und Wärme auch das abstrakteste Gebäude einer City . . . Jeden Mittag stelle ich meine Glas-Kaffeemaschine auf den Tisch und setze sie unter Strom. Die Bläschen, die über der Heizfläche sich bilden, vergehen und wiederentstehen, blitzen in der Sonne wie Kronjuwelen. Ich nenne die Edelsteine bei ihren wohltonenden Namen und lächle vor mich hin. Der Bewohner des siebzigsten Stockwerks eines Wolkenkratzers lächelt über dasselbe Spiel, und die Eskimofrau, auch sie lächelt über den Diamanten auf ihrem Pelzärmel, der hervorging aus einer gewöhnlichen Schneeflocke . . . Jetzt aber ist es bald Mitternacht, und während ich hier sitze und im Lampenlicht meine Hyazinthen anschau, gräbt draussen auf der Wiese ein Maulwurf seine Gänge in einer Welt ohne Licht. Er

Anmerkung der Redaktion: Die beiden Bilder vom Karneval von Nizza in Heft 10 stammen aus dem Archiv der «Air France», der wir an dieser Stelle für ihr Entgegenkommen herzlich danken.

weiss nichts von seinem Bruder in der Schwarzerde Wolhyniens, und es macht mich froh, dass wenigstens ich es weiss. Ich weiss es für ihn.

Ist in dem allem Zusammenhang? Gewiss, da ist Zusammenhang: der grosse Zusammenhang aller Dinge. In dieser Nacht kann ich ihn glänzen sehen. Strahlend tritt er mir entgegen aus dem Dunkel dieser Welt — die vielleicht doch so sein soll wie sie ist? Ich weiss es nicht — und wenn sich nach Mitternacht der Himmel entwölkt hat, der Sirius blitzt und der Mond sich mit jenem farbigen Ring umgeben hat, den man Halo nennt, so weiss ich nicht, ob der Waldkauz dasselbe sieht wie ich. Aber es belastet mich nicht.

Alles Nichtwissen wird reinste Glückseligkeit für den, der schaut. Schauen ist Staunen. «Mit Staunen beginnt die Philosophie», sagte ein alter Grieche. Mir scheint, damit beginne die Religion. Im Ahnen des Zusammenhangs aller Dinge wächst sie — nicht zu einem bestimmten Glauben, aber zur Gläubigkeit ... Ich habe heute die dünnen Fruchstängel meiner vielen Nachtkerzen, welche von den Distelfinken schon im Spätherbst geleast worden waren, auszureissen angefangen, aber als ich merkte, dass da und dort noch Samen in den Fruchtblättern klingelten, hörte ich damit auf. Denn die Distelfinken werden bald zurückkommen. Und sie sind Samenfresser. Das war weiter keine grosse Tat, aber ich wollte den Gang der Natur nicht stören, nicht noch mehr stören, als wir Menschen es schon tun, indem wir leben.

*

Wer von der Natur auch nur so viel versteht wie mein Buntspecht, der ist inne geworden, dass sie nicht allein aus Güte und Barmherzigkeit besteht, sondern vielleicht ebenso furchtbar ist wie erhaben. Dennoch wird er sich durch sie getröstet fühlen. Wie ist das möglich?

Der Löwe tötet nur, wenn ihn hungert. Der Leopard jagt, wenn auch unter Beobachtung etwelcher Listen, nur, wenn er Nahrung braucht. Dem Sperber, der in eine Spatzenschar fährt, geht es um sein eigenes Leben. Alle tierische Eroberung gilt der Ernährung, alle Gewaltanwendung der Selbsterhaltung. Ich habe im ganzen Naturreich bisher nichts beobachtet, was ich der menschlichen Niedertracht gleichsetzen könnte. Ausgemachte Schurkerei kommt nur im Reiche des Menschen vor. Nur menschenmässiges Verhalten kann Ausbeutungscharakter annehmen. Wo im Tier- und Pflanzenreich sich Verhältnisse zeigen, die auf

Ausbeutung deuten, werden wir sie bald als Symbiose, als eine Vergesellschaftung auf Gegenseitigkeit erkennen.

*

Aber nun sinkt der Sirius im Südwesten, und ich sehe ihm nach und sage: das ist der Frühling. Der Lampenschein fällt auf meine vielen Blumen und auf die Hamamelisbüsche. Ich hauche auf einen ihrer Zweige und rieche den Wunderduft in der kühlen Nacht. Das Negative in der Natur ist vergessen. Vor soviel Keimen, Wachsen und Blühen vergesse ich, dass auch die Pflanzen, um zu leben, töten müssen. Sie fressen Erde, sie verschlingen Mineralien, verbrauchen Wasser und stehlen Luft, aber sie schenken alles wieder. Sie machen etwas aus ihrem Raub, sie wachsen, blühen, fruchten, und unsere Freude über sie ist ihr Geschenk, das auf kein Gegengeschenk wartet. Aber beuten sie nicht die Erde selbst aus? Wohl, sie beuten sie aus in der Phase ihrer Entwicklung; in der Phase aber ihres Abbaues fällt alles wieder der Erde zu.

Und jetzt diese Stille, diese Nachtluft, diese Keimnacht! Ein rätselhaftes Glücksgefühl erfüllt mich, und ich lege die Hände ineinander, obgleich ich nicht zu wissen wage, zu wessen Ehre es geschieht. Meine tiefinnere Freude grenzt an Seligkeit, besteht aus Dankbarkeit. Und ich spüre, dass dieses alles Religion ist und dass nur die Religion des einzelnen den Namen Religion verdient.

Und dann denke ich an alle Menschen, die mit mir leben und die auch, wie ich, allseitig von der Natur umgeben sind, auch wenn sie es nicht bedenken. Und ich wünsche allen, denen die Natur nicht viel zu sagen scheint, dass sie eines Tages deren Trost erfahren. Denn das ist ganz unbezweifelbar: sie hat Macht, zu trösten. Und selbst die Ewigmuntern unter uns werden einmal trostbedürftig sein. Dann wären für jeden einige Quadratmeter Erde, einige Blumenzwiebeln und etliche Samen genau so bedeutungsvoll wie das berühmte Huhn im Topf ...

Und indem ich die Türe schliesse und schlafen gehe, fällt mir das Allertröstlichste ein, ein Sachverhalt, der mein Vertrauen auf das Ganze stärkt und mich zuversichtlich stimmt: Ist denn das, was mir als Unnatur erscheint, am Ende nicht auch Natur? Kann es etwas geben, was ausserhalb der Natur steht, wenn wir sie zum All erweitern, zum Sein erheben, als Existenz verstehen? Dann wäre der Trost der Natur jedesmal eine Tröstung durch das unmittelbare Sein, und dieses Sein schlechthin,



*Strandweg bei Rapperswil
Foto A. Füglistner*

das uns oft verzweifeln macht, enthielte auch gleichzeitig alle Tröstung, auch die Tröstungen der Religion?

Die Natur ist das Unentrinnbare; wir können ihr nicht entfliehen. Wir sind Natur mit allem, was wir sind und haben, und wenn uns die Natur ausser uns anzusprechen vermag, so ist solches nur darum möglich, weil wir sie selber sind. Wir glauben, etwas verloren zu haben, aber wir haben nichts verloren, wenn wir es merken. Merken wir einen Verlust, so haben wir das Verlorene schon wiedergefunden in unsern Herzen . . .

Eine weltumspannende Stimmung ist über mich gekommen, ein Einsgefühl, eine Getröstetheit ohne gleichen. Ich stosse die Fensterläden meiner Kammer auf und horche noch einmal hinaus in die Nacht . . ., ein erster Brachvogelruf dringt an mein Ohr. Und nun ist es Frühling geworden.

Hermann Linden

E I N A R T I S T S O L L

Z A U B E R N

Eines Abends, in der Stadt O., hatte der Artist Joseph Schmitt eine schwere Probe seiner Geistesgegenwart zu bestehen.

Die Szene mit dem Geldstück stand bevor. Schmitts Hände hantierten mit Requisiten. Nun fragte er: Würden vielleicht zwei Herren die Liebenswürdigkeit haben, auf die Bühne zu kommen?»

Kein Bein regte sich. Niemand stand auf. Joseph Schmitt, reich an Praxis, vertraut mit menschlichen Hemmungen, vorläufig noch ohne Nervosität, sein gewinnendes Lächeln im Gesicht, wiederholte die Frage. Noch immer erhob sich niemand aus seinem Sessel. Schmitt wiederholte zum zweiten und dritten Male. Die Leute sassen wie festgenagelt. Schmitt schoss dringliche Blicke zum Büfett. Wo blieb der Ersatzmann Gontard? Die Miene des Lokalbesitzers spiegelte Ratlosigkeit. Gontard war nicht da. Gontard war ein Arbeitsloser, der gegen kleines Entgelt jeden Abend wäh-

rend der Vorführungen Schmitts im Kabarett anwesend sein musste, um für den Fall, dass ein unlustiges Publikum da war, einzuspringen.

Heute spielte der Zufall mit voller Tücke. Bis jetzt hatte Gontard noch nicht auf die Bühne zu kommen brauchen. Jeden Abend waren junge Männer hurtig heraufgesprungen. Heute aber, da niemand aufstand, ausgerechnet heute fehlte auch Gontard.

Die ersten Schweisstropfen perlten über Joseph Schmitts Stirne. Aber sein Lächeln verlor er nicht.

Da, jetzt endlich, erhob sich ein Gast, ein langer, dürrer Mann, Schmitt atmete auf. Jedoch, der Mann kam gar nicht näher, er rief nur: «Wer ein Zauberer sein will, muss auch Leute zaubern können!»

Das Publikum lachte über den albernen Witzbold. Verlassen stand Joseph Schmitt auf der Bühne.

«Ich begreife es, meine Herrschaften», sagte er jetzt, sich mit Gewalt zusammenraffend. «Es ist Samstag. Sie sind müde. Sie sind Publikum. Zudem hat der ‚witzige‘ Herr dort drüben Sie darauf aufmerksam gemacht, dass man von einem Zauberer alles verlangen soll. Erlauben Sie mir bitte, meine sehr verehrten Gäste, etwas zu berichtigen. Ich selbst habe mich nie als einen Zauberer bezeichnet. Das tun nur die Ansager. Meine Proteste bleiben ohne Erfolg. Erlauben Sie mir also, zu erklären, dass ich kein Zauberer, sondern nur ein Geschwindigkeitskünstler bin. Zauberer gibt es nicht! Also vermag ich auch keine Leute auf die Bühne zu zaubern, wenn sie nicht freiwillig kommen. Seien wir ehrlich miteinander, meine lieben Leute aus O.! Sie wollen nun einmal den Spass haben, mich in Verlegenheit zu sehen und einem Menschen, der so vieles kann, was Ihnen unverständlich ist, eine Probe von Geistesgegenwart aufbürden, nicht wahr?»

Der lange dürre Gast, der von Joseph Schmitt Unmögliches verlangt hatte, war vergessen. Der Artist hatte mit seiner Rede gesiegt. Ebenso geschickt wie mit seinen Gegenständen hatte er mit Worten jongliert.

«Bravo», scholl es ihm entgegen. Nun aber erst kam für Joseph Schmitt die Höhe seines Triumphes. Er rief in den Saal: «Damit Sie aber doch erleben, meine Herrschaften, dass ein Artist, wenn er auch nicht zaubern kann, sich zu helfen weiss, will ich Ihnen hierfür ein Beispiel geben!»

Und Joseph Schmitt ging an die Rückwand der Bühne, die an der Strassenseite lag, riss mit